

«Ich würde nie um Geld betteln»

Nach der Trennung von ihrem Mann hat sich die Coiffeuse Sylvia Amann selbstständig gemacht und lebt heute als alleinerziehende Mutter von sehr wenig Geld. Nach der Trennung mussten 500 Franken für sie und ihren Sohn reichen.

Im Kinderzimmer stehen ein Bett, ein Kleiderschrank und ein Schreibtisch, überall verteilt liegen Plastikdinosaurier, Stofftiere und Legosteine, Sylvia Amann (Name geändert) zieht eine Kartonschachtel unter dem Schreibtisch hervor und legt sie aufs Bett. Sie nimmt eine Medaille nach der anderen daraus hervor – Medaillen, die ihr Sohn an Skirennen und an anderen Wettkämpfen gewonnen hat. «Er ist mein schönstes Geschenk», sagt die Mutter. Und: «Dass sein Vater keine Unterstützungsgelder zahlt, ist der Grund für meine heutige Situation.»

Sylvia Amann wächst im Kanton St. Gallen auf. In einer grossen Familie, die im eigenen Haus lebt. Nach der Schule geht sie als Au-pair-Mädchen ins Tessin, danach macht sie eine Lehre als Coiffeuse. Nach der Lehre arbeitet sie auf dem Beruf und verdient monatlich 2000 Franken. Anfang der 1980er-Jahre sei dies ein guter Lohn gewesen. Während ihre Berufskolleginnen schon Mitte Monat kein Geld mehr auf dem Konto hatten, hatte sie es sich so eingeteilt, dass sie sogar noch etwas auf die Seite legen konnte.

«Es ist unter meiner Würde»

Mitte 30 heiratet sie und wird Mutter. Sie hat jetzt ein paar Nebenjobs und macht eine zusätzliche Ausbildung. «Aber ich hatte natürlich nie einen grossen Lohn.» Das wird zum Problem, als ihr Mann sich von ihr trennt und von einem Tag auf den anderen ins Ausland abreist. «Ich verlor den Boden unter den Füssen und musste das verarbeiten – gleichzeitig musste ich mich aber um mein Kind kümmern.» Der Sohn kommt in den Kindergarten, Sylvia Amann muss wieder arbeiten. Sie findet eine 40-Prozent-Stelle, verdient aber zu wenig, um davon leben zu können. Das Sozialamt stockt aufs Existenzminimum auf.

Später macht sie sich als Coiffeuse selbstständig: «Ich dachte, dass ich so flexibel bin mit der Kinderbetreuung, weil ich dann arbeiten kann, wenn er in der Schule ist.» Was Sylvia Amann nicht weiss: Das Sozialamt zahlt selbstständig Erwerbenden nur in besonde-

ren Fällen und nach Absprache Beiträge. Ab dem ersten Tag ist Amann auf sich allein gestellt. Mit einem Grundstock an Coiffeurutensilien, die insgesamt 10000 Franken kosteten. Der Lieferant gibt ihr drei Monate Zeit, um den Betrag zu zahlen – sie schafft es mit Mühe und Not, lebt in den ersten zwei Monaten von je 500 Franken. Beim Sozialamt anzuklopfen, kommt nicht in Frage: «Es ist total unter meiner Würde. Vielleicht habe ich da einen falschen Stolz, aber ich schäme mich einfach, um Geld betteln zu müssen.» Und sie sei gesund und habe zwei Hände, um arbeiten zu können.

«Armut hat hier keinen Platz»

Sylvia Amann kann nur unter Tränen von dieser Zeit erzählen. Die Schweiz sehe von aussen so perfekt aus, neue Autos auf schönen Strassen, gepflegte Häuser. «Die Schweiz ist ein Land, in dem Armut einfach keinen Platz hat. Man sieht sie nicht, will sie nicht sehen, keiner schaut hin.» Sie sei in dieser Situation, weil sie ein Kind habe und ihr Ex-Mann die Alimente nicht bezahlt. Die Alimentenbevorschussung von 650 Franken ist das einzige Geld, das sie vom Staat bekommt.

Mit den 300 Franken, die sie für Putzarbeiten erhält, ist die Miete von 1000 Franken knapp gezahlt. Leben muss sie von dem, was ihr Coiffeurgeschäft abwirft. Sie kommt auf ein Jahreseinkommen von 23000 Franken. Ab und zu sieht sie sich nach einer Anstellung um. Dies sei aber schwierig, weil sie mit einer festen Anstellung zeitlich weniger flexibel wäre. Und die dadurch nötige Kinderbetreuung würde mehr kosten, als sie verdient.

So verzichtet Sylvia Amann auf vieles, was sie gern tun würde. Auf Ferien am Meer und in den Bergen. Auf Kurse, Massagen, ein Abonnement im Fitnesscenter, neue Kleider. Auch Fleisch könne sie nur zum Aktionspreis kaufen. Fürs Essen gehe sie einmal in der Woche in den Caritas-Markt, wo das Gemüse aber meist nicht mehr ganz frisch sei. Und auch Ausgang liegt nicht mehr drin. Früher sei sie oft tanzen gegangen. Irgendwann fragte sie in einem Club, ob sie mit der Kulturlegi 50 Prozent erhalte. «Nein, nein, damit fange ich gar nicht an», habe der Geschäftsführer geantwortet. «Ich ging nie mehr dahin.»

Besonders schmerzt sie, dass ihr Sohn die Lage der Mutter langsam begreift und auf das Thema Geld sensibilisiert ist. Nach einem Flohmarkt habe er zu ihr gesagt: «Mami, die Hälfte des Geldes darfst du dann haben.» Und schwierig werde es, wenn sie ihrem Sohn einen Wunsch nicht erfül-

len kann. So möchte er jetzt unbedingt in einen Sportkurs. Insgesamt würde dieser 300 Franken kosten – Geld, das Sylvia Amann nicht hat. Geld aber, das eines ihrer Geschwister vielleicht hatte. «Ich würde niemals fragen, und sie würden es mir auch nie geben. In der Schweiz schaut jeder zuerst für sich selbst.» In die Ferien kann sie mit ihrem Sohn nur mit der Genossenschaft Schweizer Reisekasse (Reka), dies ist alle zwei Jahre für rund 100 Franken möglich.

Gemessen am Schweizer Standard sei sie arm. «Meine gute Gesundheit macht mich aber reich.» Doch die Gesundheit steht jetzt auch in Frage. Seit Kurzem macht ihr eine Zahnfleischentzündung zu schaffen. Die Rechnung von rund 4000 Franken wäre zwar in Raten zahlbar, für sie steht aber fest, dass sie keine Schulden machen will.

IKATHARINA BAUMANN

«Working Poor»

«Working Poor» setzt sich aus den beiden Begriffen «erwerbstätig» und «arm» zusammen. Ein Haushalt gilt dann als Working Poor, wenn alle erwerbstätigen Haushaltsmitglieder insgesamt mindestens 36 Stunden pro Woche arbeiten und das Einkommen unterhalb der Armutsgrenze liegt. (ba)



Alleinerziehende haben ein hohes Armutsrisiko. Die Trennung von ihrem Mann führte auch Sylvia Amann in die Notsituation. Bild: Kay

SERIE: ARMUT IN WINTERTHUR (6)

In Winterthur leben rund 8000 Menschen am Existenzminimum oder darunter. Armut bleibt aber oft verborgen und versteckt. Der «Landbote» lässt in einer Artikelserie Betroffene und Fachleute zu Wort kommen. Der Hintergrund: Die Wanderausstellung «Im Fall» gastiert vom 9. bis 16. September in der Alten Kaserne. Dazu gibt es ein Rahmenprogramm. (ba)